

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

204 (2.9.1922) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Die Gefangenen austreten. In Rom ist es dieser Tage einem alten Buchhändler gelungen, nur durch eine Brille in seinen Aussehen verändert, aus dem Buchhaus zu entfliehen. Er gab sich als sein Rechtsanwalt aus und verließ mit würdigen Schritten die Gefängnismauern, ohne angehalten zu werden. Ähnliche kühne Ausbrüche aus Gefängnissen werden aus diesem Anlaß in einem englischen Blatt mitgeteilt. So verließ vor einigen Jahren ein Verbrecher in Glasgow das Gefängnis, nur mit seinen Unterhosenkleidern angetan. Es war in der frühen Morgenstunde eines Samstags im Jahre 1909, als diese wunderliche Gestalt im Laufschritt die Duke-Street in Glasgow entlang lief und die Milchlutscher oder Polizisten, die ihn auf der menschenleeren Straße erblickten, hielten ihn für einen Maratonläufer, der die Morgenstunde zu einem ausgiebigen Training benutze. Nur ein Junge, dem die Sache verdächtig schien, zog die Klingel an dem Gefängnis in der Duke-Street und rief dem Portier zu: „Einer von Ihren Gefangenen ist draußen und läuft die Straße entlang!“ Statt des Dankes für diese wertvolle Mitteilung erhielt er ein paar Prügel und Drohungen wegen des „schlechten Witzes“. Aber bald stellte sich heraus, daß es Ernst gewesen war, und es dauerte nun 14 Tage, bis man den Ausreißer wieder hatte. Einige Minuten vor 12 erschien an einem Tage im Januar 1914 ein gutgekleideter Herr bei dem Forwächter des Buchhauses von Gipsstr. 20 und sagte: „Ich gehe fest fort. Ich habe die Dregel repariert. Mein Name ist Griffin.“ Der Wächter blinnte zur Vorsicht in sein Besuchsbuch und fand dort den Namen Griffin nicht. Obwohl er wußte, daß die Dregel ausgebessert werden sollte, ging er ans Telefon und hörte nun, daß Mr. Griffin tatsächlich im Gefängnis gewesen sei. Er wollte nun den Herrn anstandslos herauslassen. Aber die kurze Verzögerung brachte den fähigen Ausreißerplan zum Scheitern, denn ein vorübergehender Wächter erkannte zufällig in dem angeblichen Griffin einen seiner Gefangenen. Einen verwegenen Ausbruch aus dem Greter-Buchhaus vollbrachte ein Verbrecher, der als „König der Juwelendiebe“ bekannt war. Er machte ein Loch in der Wand seiner Zelle und gelangte so auf das Dach der Wohnung des Buchhausdirektors: durch die Dachluke stieg er ins Haus und stahl den Mantel und den Hut des Direktors, worauf er in den Straßen dieses würdigen Herrn ruhig fortspazierte.

Die Zigarettenpest. Nicht allein in Deutschland hat sich nach dem Kriege das Zigarettenrauchen geradezu als Epidemie verbreitet, und die Betrachtungen, die in einer italienischen Zeitschrift darüber angestellt werden, sind im großen ganzen auch für unsere Verhältnisse zutreffend. Die Regierung, so führt der Italiener aus, hatte selbst das Unschickliche der Suchte herbeigeführt, indem sie während des Krieges die in den Schuppengräben heiß begehrteten Zigarettenpäckchen in Unmengen verteilt habe. Die unter so außergewöhnlichen Verhältnissen angenommene Gewohnheit dauert nun in normaleren Zeiten fort und steckt auch die an, die am Kriege nicht teilgenommen haben. Man raucht vom Morgen bis zum Abend, nach der Mahlzeit, vor der Mahlzeit, während der Mahlzeit, auf der Straße, im Café, in der Eisenbahn, bei der Unterhaltung und bei der Arbeit. Man raucht mechanisch eine Zigarette nach der anderen und zündet die neue gleich am Neß der alten an, — um Zündhölzer zu sparen. Man sieht die Zigarette im Munde von Handarbeitern und Maurern, von Leuten, die harte und schwere Muskelarbeit verrichten. Der Verfasser schildert beispielsweise, wie ihn auf der Straße ein vierstündiger Fuhrmann begegnet sei, ein Mann mit einem breiten, gesunden und heiteren Gesicht im Gewand seines Berufs, die kurze schwere Keilspitze in der Hand, zur Seite eines ungeheuren Lastwagens. Dieser Mann nahm aus der Tasche die leichte, schlanke, morbide Zigarette und zündete sie an. Und dem italienischen Beobachter, der davon erzählt, kam es vor, als vollziehe sich da etwas wider die Natur, wie wenn ein Elefant ein Menuett tanzt oder ein Kanarienvogel auf der Mündung eines schweren Gefäßes seine Triller ertönen läßt.

Im Ernst gesprochen, der Mißbrauch der Zigarette erscheint als eine Degenerationserscheinung in hygienischer und psychologischer Hinsicht, sowohl der Mengen wegen, die verbraucht werden, als auch qualitativ. Die Zigarette unterdrückt unter den Rauchern jede eigene individuelle Neigung. Verglichen mit der heiteren und friedlichen Freude der Raucher alter Zeit an ihrem Rauchzug, erscheint die Zigarettenmanie als ein charakteristischer Ausdruck unserer fiebersucht erregten, nervösen Zeit, die auch aus dem Raucher eine Art von Automaten macht, der ohne Nachdenken, ohne Bewußtsein und wahre Lust sich der Gewohnheit hingibt, selber mitgerissen vom bestimmungslosen Wirbel der tollgemordenen Gegenwart.

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von G. u. C., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätselgedicht

Namen-Zahlenpiel

4, 9, 8 (Anfang: N) = weib-
11, 4, 7, 8 (: :) = Kide
7, 8, 7, 7, 4 (: :) = Ruf-
2, 3, 4, 7, 10 (: :) = nament.

1-11 = etwas, das wohl alle diese Damen zu brauchen wissen. M. P.

Ed-Rätsel

A B B E E
E E F R
O P R
R S
S

Monatsname.
große Dichtung
Riesenschlange,
Tonbezeichnung,
Wäskaut.

Die waagerechten und senkrechten Reihen müssen dieselben Namen ergeben.

Scherz-Rebus

T
B
2

Rätsel

Man mordet die Erde, die kaum geboren,
Und zieht ihr die Zweite über die Ohren,
Dann kringt das Ganze vom mächtigen Schlaf
Und viele Tausende folgen nach.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 34. Woche

Wider-Rätsel: Was du Gutes getan, vergiß — und tu was Besseres.

Viered-Rätsel: Vertien.

Besuchskarten-Rätsel: Handschuhmacher.

Rätsel: Der Schatten.

Richtige Lösungen sandten ein: Fritz Gerbert, Luise Zaehner, Peter und Walter Schall, Emma Wipfler, Frau Benjen, Gertraud, Philipp Huber, Karlsruhe; Kurt Odenseimer, Bruchsal; Fritz Pfütz und Wilhelm Merg, Weiskirchen.

Witz und Humor

Abgeblüht. In der Tangstunde fiel ein Mädchen durch ihr leuchtend rotes Haar auf. Ein Jüngling wollte recht witzig sein, setzte sich neben die junge Dame, rückte hin und her und trieb das Spiel so lange, bis sie nach dem Grunde fragte. — „Ich nehme mich nur in acht, damit ich nicht so dicht an Sie heran komme, ich könnte mich an Ihren Haaren verbrennen.“ — „Keine Angst,“ sagte sie, „dazu sind Sie viel zu grün.“

Der schwere Kuch. Eine erst kürzlich verheiratete Frau kaufte einen Kuchen. Es wurde ein sehr guter Kuchen. Ein wenig schwer, aber sehr gut. . . Nun, der Kuchen verschwand nicht besonders schnell, und so wurde es die Frau nach einigen Tagen müde, ihn umherzuführen zu sehen, und warf ihn in den Entenlauf hinaus, den ein wenig schweren Kuchen. . . Eine gute Stunde verging, da wurde laut an die Küchentür geklopft. Es war ein entsetztes kleines Mädchen. „Mum?“ sagte die Frau. „Ihre Enten sind gesunken!“ leuchtete das kleine Mädchen. (London Opinion.)

Verrannt. Ein Farmer schloß einmal eine flammende Rede gegen den Teufel Alkohol mit den denkwürdigen Worten: „Und immer, wenn ich einen Betrunknen aus einer Kneipe herauswanken sehe, ist mir, als müßte ich ihn zurufen: „Junger Mann, lehr u m, du bist auf dem falschen Wege!“ (Simp.)

Orthographie. „Sieh mal, Vater, da steht in der Zeitung: Große Hünteaktion; das ist doch sicher ein Druckfehler, es heißt doch: Heute große Huktion.“

Die Muße-Stunde Zur Unterhaltung und Belehrung

35. Woche

Karlsruhe, den 2. September

1922

Im stillen Wald

Eugen Lehmann-Karlsruhe

Empfange mich in küßler Ruhe,
du grünverworr'ner dichter Wald,
Nicht mehr die Tritte meiner Schuhe
wie dort auf städtischem Asphalt —
Nicht mehr das hastende Getriebe:
befreit vom Lärm, entriedt dem Kram —
nur deine stille große Liebe
umfängt mich heiter, wunderbar.

Wie fühle ich mich aufgehoben,
unendlich an das Glück gewöhnt:
von Blumenduft und Sang umwoben,
mit allem Erdenleid verjöhnt.
Nichts drängt mich, was ich wünschen sollte;
nicht flattert mir der Zukunft Wand —
O Waldesstunde, gütigholde,
in dir mein Herz Erlösung fand.

Wenn Tiere sterben

Von Edmund Reupolt, Dresden

Wenn Millionen Menschen einen „bösen, schnellen Tod“ im grimmigsten aller Kriege sterben — wer hat da Mitleid mit der unvernünftigen Kreatur? Zwar sind Abermillionen von Tieren in diesem Nordkriege gemordet worden, im Granatregen, niedergestochen von rauher Hand, verbrannt im Stalle, zugrunde gegangen an Erschöpfung, Hunger und Krankheit, denn dieser Krieg war zugleich ein Krieg gegen die Tiere. Nicht bloß gegen die letzten Reste von Biawitzsch. Und andere mußten, um dem großen Sterben zu entgehen, auswandern in stillere Gegenden, Gegenden ohne Kanonendonner und Schlachtgefang. Eine spätere Zeit wird feststellen, welcher Schaden in der Tierwelt durch diesen Krieg angerichtet worden ist. Doch wer hat Mühe und Lust gehabt, diesem ihrem Sterben und Vergehen nachzuspüren, das doch tragischer war als das der Menschen, die diesen Jammerkrieg hervorgerufen?

Aber nicht dieses große und allgemeine Sterben meine ich. Sondern das stille Hinübergehen des einsamen Tieres in die Ewigkeit dessen, was vergangen ist.

Wenn Tiere sterben!
Auch in friedlichen Tagen sterben an jedem Erdentage Millionen und aber Millionen Tiere, getötet von ihren Feinden, erschöpft vor Hunger und Krankheit, oder sterben, weil ihre Uhr abgelaufen. Und die Zahl dieser ist wohl, wenn wir an die Myriaden der Kleintiere denken, überwiegend.

Es ist eine bekannte, oft erörterte Frage, wo die Tierleichen hinkommen, da man sie nicht findet. Millionen unserer kleinen Säger gehen im Herbst und Winter dahin — niemals treffen wir auf die kleinen bunten Vogelleichen, auch der Waldläufer und Naturfreund nicht, der dieser Frage sein besonderes Augenmerk zuwendet! Wir wissen nicht, wo Hase, Mehe, Fuchs enden. Wei Mäuse, Raminchen, Maulwürfen, Spitzmäusen. Wieviel liegt der Fall einfacher: sie haften irgendwo in ihren Wäulen und sterben und vergehen dort unbeachtet und ungesehen. Ebenso wissen wir, daß die Käfer im Gefühl des nahen Glends sich in die weiche Erde eingraben, ihre Eier ablegen und dann sterben. Und Ribellen und Kaker? Woher Anae sieht wohl ab und

zu jene leblose Hüllen auf dem Wasserspiegel still dahintreiben und diese im Moose oder im Grafe liegen. Aber im allgemeinen bemerken wir nur die Insekten, die vom Schritt des Wanderers zertreten oder vom Lastwagen überfahren auf der Landstraße als Weggenossen des Menschen ihren Tod fanden.

Wo bleibt die Menge der Tierleichen?
Der Erklärungen gibt es mehrere. Einmal stirbt ein großer Teil der Tiere seines natürlichen Todes. Der eberne Grundlag: Du bist mein, denn ich bin groß, und du bist klein! regiert die Tierwelt, soweit sie sich von der Tierwelt ernährt.

Zum andern fallen in erster Linie diesem „bösen, schnellen Tod“ die Alten und Kranken zum Opfer; sie brauchen sich um ihr Begräbnis nicht zu kümmern.

Zum dritten sorgen die Totengräber der Tierwelt für eine rasche und gründliche Beseitigung der Kadaver.

Viertens greift die Hand des Menschen gewalttätig in das Tierleben ein. Nicht genug, daß er auch wertvolle Tierfamilien zum Aussterben gebracht hat und andere von ihm schwer bedroht sind; ich erinnere nur an die Seeungefriere, an die Alken, an Elefant und Bison, an Adler, Reiher und Paradiesvogel — er vernichtet auch bei den anderen wohlreicheren Arten täglich ungezählte Tausende aus herzloser Gewinnsucht, Schließlust und Vangelweile.

Endlich endet ein großer Teil derer, die eines natürlichen Todes sterben, abwärts in Winkeln, Höhlen, Löchern, Spalten, Klüften, Ritzen, Ecken, Dickichten, Gruben, Secken, Gängen, Kesseln, Nestern.

Und dieses einsame Sterben will mich der Hauptgrund der rätselhaften Erscheinungen dünken.

Wenn Tiere sterben!
Mit der Ruhe des Weisen schaut das Tier dem Sterben entgegen als dem unumwandelbaren Gescheh. Der alter Mensch tobt oft und widerstrebt dem Ende in einem ungeheuren Lebenswillen. Das Tier fühlt seine Auflösung und seine Seele widersteht sich nicht.

Sieh jenen Stieglitz auf dem Zweige! Aufgeblühter sitzt er, den Kopf in die Federn verborgen. Seit gestern hat er nicht mehr gefressen. Er fühlt sich anscheinend matt und sehr schwach. Jetzt regt er sich: er blüht auf den nächsten Zweig, weiter, weiter, wie in Angst. Jetzt reißt er den Kopf herum und freischt zwei, dreimal auf. Da geht ein Bittern durch seine Körper — er fällt vom Aste ins hohe Gras und ist tot.

Die Säger sterben meist auf der Seite liegend, nur Kopf, Taten und Schwanz arbeiten. In dem großen, dunklen Auge liegt etwas Merkwürdiges, etwas Tiefes, der Todeskampf dauert länger als beim Vogel und ist schmerzhafter, und wir Menschen fühlen uns tief ergriffen.

Beim Volk der kurzlebigen Insekten ist das Sterben kurz wie das Leben, einfach und schlicht, und wohl schmerzlos. Mit einer rührenden Selbstverständlichkeit legt das alternde Falterweibchen seine Eier und stirbt kurz darauf. Nur ein Hinübergehen ist es in eine andere Form des Seins. Mit dieser Selbstverständlichkeit und diesem Zielbewußtsein kam einst ein Käferweibchen auf meinen Balkon: kasten geflogen, paddelte sich unberzüglich unter meine Kressenstöcke in die weiche, schwarze Erde und ward von mir am nächsten Tage unweit eines Häufleins Eier tot aufgefunden.

Ruhe und Würde kennzeichnen dieses Sterben, ein seltsamer Stolz der Kreatur

Denn das Tier ist, auch in seinen höchsten Ver- tretern, nicht belastet mit der philosophischen Gedankenwelt des Menschen, mit den Gedankenkreisen, in deren Mittel- punkt Vergehen, Ewigkeit, Unsterblichkeit liegen. Außer dem Drange nach Fortpflanzung seines Geschlechts, dem das tiefer Tier in seiner Sterbestunde instinktiv folgt, wird seine Seele nicht bewegt. Still erwartet es den Augenblick seiner Auflösung.

Und zwar stirbt es allein. Keines aus seiner Sippe ist bei ihm. Höchstens umlauern sein Sterbelager jene Raubtiere, die seine natürlichen Feinde sind, und die Las- bögel. Wie sehnt sich der schwebende Mensch nach dem Menschen, der bei ihm im letzten Augenblick sei, nur wenige stolze Naturen wollen allein dem Herrn des Seins gegen- überstehen. Das Tier zieht sich schon zurück, um allein zu enden, denn es weiß, daß es von seinen Kameraden kein Mitleid, keine Fürsorge zu erwarten hat. Das Tier zeigt darin die nichterne Grausamkeit, man könnte auch sagen die grausame Nüchternheit der Natur. Krankes, Altes, Ster- bendes, Verbrauchtes will sie nicht erhalten. Schwache, kranke Tiere werden von ihren Stammesgenossen getödtet. Die Störche halten vor ihrem Auszug das große Storch- gericht, das für Kranke, Schwächliche, körperlich Zurückge- bliebene, Flügelahme nur ein Urteil kennt: den Tod. Der Berrückelte wird mit Schnabelstichen getödtet. Bekannt ist es auch, daß der Wolf den sterbenden Kameraden ohne Ge- wissensbisse gerreißt.

So ist es erklärlich, daß das sterbende Tier seine kräf- tigen, lebensfrischen, jüngeren Kameraden flieht, damit es ruhig verabschieden kann. Das ist derselbe Zug, den wir beim Wilden beobachten, der seine Sterbenden vor seine Hütte legt und ohne Rücksicht auf sie Erbfeindschaft und Zukunfts- fragen behandelt. Das ist derselbe Zug, den — in neuer Zeit seltener — der Bauer in seinem Verhalten gegen Ster- bende zeigt, dem das Leichenbier als eine besonders schöne Feierlichkeit gilt, und der sich nicht scheut, die Musikfabelle im Gasthof schon den feierlichen Begräbnisschoral üben zu lassen, während der zu ehrende Geist mit dem hellen Gehör des Sterbenden in die Weite horcht.

Wenn Tiere sterben! Wunderliche Gemeinsamkeit alt- hergebrachter Ueberlieferung — allhergebrachten Instinkts. Wehmüthige Würde und Gelassenheit dem Tode gegenüber offenbart das Tier auch dann, wenn es vor einem feind- lichen jähren Angriffe keine Rettung sieht, als Verfolgter. Es schied sich in das unabwendbare Nuß, einmal in ent- schlossener, todtrothiger Abwehr, die dem Gegner den Sieg teuer machen will, zum andern in bedingungsloser Kapitulation. So ergibt sich das gekehrte Gleichnisspiel dem Edel- marder. So wehrt sich die Gule dem Habicht gegenüber in hoffnungslosem Kampf, solange sie atmet. Aber so rangen auch einst die Tiere im römischen Zirkus in aussichtslosem Kampfe. So ist heute noch der spanische Stier meist ein untergehender Held. So erliegen Keiler und Hirsch den behenden Hunden erst nach grimmiger Gegenwehr. Zahl- reiche Jagdgeschichten bieten taufend weitere Beispiele.

Bekannt ist das stumme Sterben des Schlachthofes. Die Schlachttiere ahnen instinktiv beim Betreten des Schlacht- hofbereiches, daß es kein Entrinnen gibt, und beugen sich widerstandslos dem Geißel.

Nur wenige Fälle sind es, und meist bei zartnervigen Geschöpfen, in denen unendliches Entsetzen vor dem grim- migen Verfolger alle Lebensenergie mit einem Schlag aus- löst. Ich erinnere an das Moskälchen und die Kreuzotter.

Der Mut zum Sterben kündigt sich auch beim Tiere im freiwilligen Tode für seinen Herrn und für seine Jungen — und im selbstgewählten Tode in der Gefangenschaft.

Zahlreich sind die Geschichten, in denen ein treuer Hund für seinen Herrn sich in verzweifeltsten Ringen opfert, auch jene, die von dem treuen Hausier berichten, das aus Schmerz um den verstorbenen Hausherrn keine Nahrung mehr zu sich nimmt und wenige Tage nach ihm stirbt. Hund und Katze, aber auch Papagei und Dohle seien hier genannt.

Die bekannte Geschichte von dem Storchpaar, das seine auf brennendem Hausdache im Nest dem Feuerob überant- worteten Jungen nach vergeblichen Versuchen, sie zu retten, mit seinen Klügeln vor der Glut an schützen sucht und mit

ihnen stirbt, ist typisch für den Mut des Tieres, seine Jun- gen um den Preis des eigenen Lebens zu retten.

Die Kamit und die Kraft zum Sterben ist aber auch jenen Tieren eigen, die in der Gefangenschaft, jede Ab- zung verweigern, jämmerlich eingehen. Der gefangene Sperber, der Habicht, sein großer Vetter, sind nur jung ge- fangen eine Zeitlang zu erhalten. Dasselbe gilt vom Wiesel, Däster blidend hofft der gefangene Mäuser im Käfig, ver- schämt schaut er an seinem Wändiger vorbei, und sein Vor- gang im Zimmer vermag seine Aufmerksamkeit zu erregen. Der seelische Druck der Gefangenschaft ist für den stolzen Mäuser der Widnis unerträglich — ihm erliegt er. Es ist noch nie gelungen, einen lebenden Gorrilla in Europa zu zeigen. Wohl ist es — darin sind sich alle neueren Natur- forscher einig — eine Sage, daß der Storpion, der, von einem Feuerkreis umgeben, seinen Ausweg sucht, verzweif- lungsvoll sich selbst ins Genick steche und damit Selbstmord begebe. Aber der Mut des Tieres zu selbstgewähltem Tod ist eine Tatsache, an der nicht zu zweifeln ist.

Wenn Tiere sterben! Von dem grauenvollen Untergang der Tiergeschlechter der Vorzeit an, von den Katastrophen der Mielenaurier bis in unsere bewegten Tage eine vielbändige, bunte und er- greifende Geschichte, ein Helbenepos von gewaltiger Größe für den, der mit offenem Auge die belebte Natur betrachtet. Aber nur, wenn er es auch mit empfindendem Herzen schaut, wird in ihm jenes Bewußtsein wach, daß eine dunkle Ge- meinschaft uns mit den Tieren des Feldes eint; jenes große, lebendige Bewußtsein, daß Mensch und Tier in großen, manchmal parallelen, manchmal sich schneidenden großen Linien ihres Daseins Kreise nach demselben Willen voll- enden.

Aus „Memoiren aus einem Totenhaus“

Von F. M. Dostojewsky.

Das Totenhaus.

Unser Gefängnis lag am Rande einer Felsung, dicht am Felsungswall. Wir werfen einen Blick durch die Spalten des Kalkfadenzaunes auf Gottes weite Welt; siehst du etwas von ihr? Du siehst ein Stück des Himmels und den hohen, von Steppengras überwucherten Erdball; auf und nieder aber auf dem Ball wandeln, Tag wie Nacht, die Schildwachen einser. Dann denkt man wohl, daß noch ganze Jahre vergehen sollen, während denen man immer wieder so durch die Spalten der Kalkfaden schaut, denselben Ball niederstiehet, dieselben Schildwachen und dasselbe kleine Stück des Himmels, nicht jenes Himmels, welcher über dem Gefängnis ist, sondern jenes anderen, des weitestfer- nen, des freien Himmelsraumes.

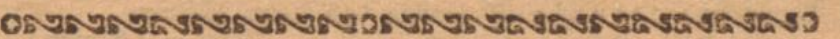
Denke dir einen großen Hof, lieber Leser, von zweihundert Schritt Länge und hundertfünfzig Breite, rings von einem hohen Kalkfadenzaun in Gestalt eines unregelmäßigen Sechsecks um- geben, von einem Baum aus hohen Ästchen, welche senkrecht tief in die Erde eingegraben, nebeneinander mit den Ästen fest zu- sammengefügt sind; dies ist die äußere Umgebung eines „Otrog“. Auf der einen Seite dieser Umzäunung befinden sich feste Tore, die stets verschlossen sind und Tag und Nacht von Schildwachen bewacht werden. Man öffnet sie nur beim Vormarsch zur Arbeit. Jenseits der Tore lag die helle, freie Welt, da lebten Menschen. Aber diesseits der Umzäunung, da gab es nur Vorstellungen von dieser Welt, wie man sie sich über ein geträumtes Märchen macht. Hier gab es eine eigene Welt, in jeder Beziehung anders; besondere Gesetze, besondere Tracht, besondere Sitten und Gebräuche, eine Koloniarbeit der Lebenden — ein Leben, wie es sonst nirgends vorhanden, hier gab es auch besondere Menschen; und diesen abgeordneten Winkel will ich nun unter- nehmen zu schildern.

Ist man in die Kalkfaden eingetreten, so erblickt man im Innern derselben mehrere Gebäude; auf beiden Seiten des breiten, inneren Hofraumes reden sich drei lange einschlägige Ge- bäude in roter Kalksteinmauerung; dies sind die Kasernen, und in ihnen leben die Sträflinge, nach Abteilungen untergebracht. Im Hintergrund der Umzäunung befindet sich noch ein drittes, ebenförmiges Blockhaus, die Küche, welche in zwei Bereiche geteilt ist; weiterhin liegt noch ein Gebäude, in welchem sich die Keller, Magazine und Schuppen zusammen befinden. Die Mitte des Blockes liegt frei und bildet einen ebenen, ziemlich großen Platz. Hier treten die Sträflinge in Reih' und Glied an, findet die Kon-

trolle, und der Namensappell statt, am Morgen, mittags und abends, bisweilen auch noch öfter am Tage — je nach dem Grad der Gewissenshaftigkeit der Wache und deren Fertigkeit im Nach- zählen. Im Kreise ringsum zwischen den Gebäuden und den Kalkfaden bleibt noch ein ziemlich großer freier Raum, und hier, hinter den Wächtern, pflegen sich manche der Eingekerkerten, die von besonders scharfer und düstere Gemüthsart sind, in den Ruhestunden aufzusuchen, mit geschlossenen Augen vor sich hin- brütend. Wenn ich ihnen so begegnete, dann versuchte ich gern aus ihren bedrückten, gebanntmarkten Zügen zu erforschen, was sie wohl gebrütet haben machten. Es war da einer unter ihnen, dessen liebste Beschäftigung in seinen Ruhestunden das Zählen der Kalkfadenpfeile bildete; es waren im ganzen andert- halbtausend und er kannte sie alle selbst einzeln ganz genau. Jeder dieser Pfeile stellte für ihn einen Tag vor; jeden Tag rechnete er nach einem Pfaß, und auf diese Weise wußte er nach der Menge der noch ungezählten Pfeile deutlich, wieviel Tage er noch auf das Ende seiner Strafarbeit warten müsse; er wurde mit aufrichtiger Freude erfüllt, wenn er mit einer Seite des Sechsecks fertig war. Eine lange Reihe von Jahren hat er schon oft harren müssen, in dem Otrog gab es Zeit genug, sich Geduld anzueignen. Ich sah einstmals, wie sich ein Sträf- ling verabschiedete, welcher 20 Jahre in der Kataoga verbracht hatte und nun der Freiheit wieder entgegen ging, und es gab Leute hier, die sich noch entzünden, wie derselbe zuerst im Otrog anlang, jung, gleichgültig und ohne Meue über sein Verbrechen und dessen Umhüllung. Er ging von dannen als ergrauter Greis mit bitterem, traurigem Gesicht. Schweigend schritt er um alle unsere sechs Kasernen, in jede einzelne eintretend, vor den Hei- ligenbildern betend und sich tief verbeugend von den Genossen mit der Bitte Abschied nehmend, seiner nicht im Wägen gedenken zu wollen. Ich entsinne mich auch noch, wie man ein andermal einen Sträfling, der früher ein wohlhabender sibirischer Land- mann gewesen, gegen Abend an die Pforte rief. Ein halbes Pfaß sich wieder verheiratet habe; er geriet darüber in große Betrübniß, und jetzt war sie nun selbst zum Otrog gekommen daß ihn ruhen und übergab ihm ein Almosen; beide sprachen zwei Minuten miteinander, vergossen Tränen und verabschiedeten sich dann auf ewig voneinander. Ich sah sein Gesicht, als er in die Kaserne zurückkehrte — ja, an diesem Orte konnte man Ge- duld lernen.

Sobald es dunkelte, führte man uns in die Kasernen und schloß uns in ihnen für die ganze Nacht ein; wir war es stets schwer ums Herz, vom Hofe in unsere Kaserne zurückkehren zu müssen. Diese war ein langer, niedriger, von erstidendem Geruch erfüllter Raum — ich begreife heute noch nicht, wie ich in dem- selben zehn Jahre hindurch habe ausdauern können. Auf meiner Reihche befanden sich drei Bretter; dies war der ganze mir ge- hörige Raum, und auf solchen Reihchen lebten 30 Menschen, die in unserem Raume zusammengepackt waren. Im Winter wurde zeitig zugeschlossen, und es währte wohl vier Stunden, bevor alles eingeschlossen war. Bis dahin aber herrschten Stim- melärm, Geräusche, Lachen, Schelten, Keltengerassel, Quälm und Lampenrauch, man sah um sich gebrandmarkte Gesichter, ge- schorene Köpfe, zerlumpte Kleider, alles — Verdammte und Ver- femte. Der Mensch hat ein gar zähes Leben; er ist ein Wesen, welches sich an alles gewöhnt, und ich denke, dies eben ist auch seine eigentliche Bestimmung.

Es waren im ganzen in unserem Otrog an 250 Sträflinge untergebracht, eine Zahl, die fast stehend war. Die einen kamen, die andern hatten ihre Zeit abgeduldet und gingen, wieder an- dere starben. Und was für Arten von Menschen es da gab! Ich glaube, jedes Gouvernement, jeder Strich Rußlands hatte hier seine Vertreter. Da waren Fremde, sogar einige Sträflinge, die aus künftigen Vergböllern stammten. Alle waren noch dem Grade ihres Verbrechens abgeteilt, folglich auch nach der Zahl der Jahre, die ihnen für ihr Vergehen auferlegt waren. Man darf wohl annehmen, daß es kein noch so schweres Verbrechen gab, welches hier nicht seinen Vertreter besessen hätte.



Erkenntnis

Es ist nur zu wach! Seit den fünfundsanzig Jahreshun- derten, wo die politischen und moralischen Wissenschaften existieren, haben sie nichts für das Glück der Menschheit ausgerichtet, sie haben nur dazu gedient, die menschliche Bosheit nach Maßgabe der Verwollkommnung der Bildungsmittel zu vermehren, sind nur darauf hin ausgegangen, die Armut und die Schändlichkeit zu bereichern, dieselben Klagen unter verschiedenen Formen immer neu zu erzeugen. Charles Fourier.

Für unsere Frauen

Für viele

Wieviel Schönheit ist auf Erden unscheinbar verstreut; nicht' ich immer mehr des Innern werden; wieviel Schönheit, die den Tagelärm scheut in beschämten Alt und jungen Herzen! Ist es auch ein Duft von Blumen nur, macht es holder doch der Erde Klar; wie ein Aeheln unter vielen Schmerzen. Christian Morgenstern.

Das „bessere“ Fräulein

Von Hermann Jählich

„Sie“ ist zwar auf einem Büro als Typsetzerin tätig, aber „Sie“ zählt dennoch zweifellos zu jenen Damen, die sich mit einem Mädchen aus dem Arbeiterstande nicht auf eine Stufe stellen. Ihr Vater ist Postmeister in einer kleineren Stadt. Man stelle sich vor, Postmeister, also ein Mann, der Unter- gebene hat, wie „Sie“, einmal, natürlich ganz nebenbei, bemerkte, „Sie“ hat auch zweifellos eine gute Erziehung genossen. „Sie“ steckt das Messer nicht in den Mund und verlangt beim Tischessen nach einer zweiten Gabel. Ich meine, daran kann man die gute Erziehung doch einwandlos feststellen. Und „Sie“ ist sehr moralisch. Wenigstens tut „Sie“ so, und so zu tun, hat „Sie“ hier oft Gelegenheit.

Wie das kommt? Bei uns wohnt eine Schauspielerin, eine gereifte Frau, die offen und ungeschminkt über das Leben spricht.

Ob die Moralität aber auf Mangel an Gelegenheit oder aus Angst vor den Folgen einer „unmoralischen“ Handlung zurückzuführen ist, darüber bin ich mir nicht klar, oder besser, ich bin mir klar darüber, daß sie es ist.

Woher ich das so genau weiß? Nun, die Schauspielerin hat es mir erzählt. —

Gestern fuhren zwei Offiziere, die zu dem im benachbarten Städtchen liegenden Reichwehregiment gehören, auf einem cle- ganten Wagen vor, sie sahen die beiden Damen im Gastzimmer sitzen und luden sie kurz entschlossen ein, eine Spazierfahrt mit ihnen zu machen. Die Schauspielerin war sofort damit einver- standen. Aber „Sie“, das „bessere Fräulein“ sträubte sich. Das ginge doch nicht, man hätte sich nie gesehen und so weiter. . . . Schließlich ließ „Sie“ sich doch überreden und fuhr mit „Sie“

setzte sich mit dem einen Offizier in den Wagen, während die Schauspielerin mit dem anderen auf den Hof fuhr. Als die Schauspielerin sich zum ersten Male umwandte, hatte der Offizier seine Hand in die Hüftöffnung des besseren Fräuleins geschoben, beim zweiten Male war bereits der ganze Arm in der Öffnung verschwunden. Beim dritten Male zog der Offizier schnell seine Hand zurück und „Sie“ streifte verlegen ihr Kleid vom Schoß. Somit hatte „Sie“ sich ganz passiv ver- halten. Beim ersten Male lehnte sie am Arm des Offiziers, beim zweiten Male an seiner Schulter und beim dritten Male mit ge- schlossenen Augen und zusammengepreßten Lippen an seiner Brust.

Dem Anfang entsprach auch das Ende. Wild gerannt und glühend rot brachte der Offizier „Sie“ von einem kleinen Spa- ziergang zurück, den er mit ihr, von der einsamen Kaffeetasse aus unternommen hatte. —

Warum die Schauspielerin mir das alles erzählte? Nicht aus Klatschsucht, sondern weil sie entrücket war über das bessere Fräulein, das sich am anderen Tage noch moralischer als sonst stellte und über die droßte Andringlichkeit des Offiziers in einer Weise sprach, als habe sie ihn nicht einmal die Hand gerührt. „Das sind nun Mädchen“, sagte die Schauspielerin, als sie mir den Vorgang erzählt hatte, „die sich über ihre Schwellern entrichten, wenn sie einmal das Unglück haben, Mutter zu wer- den. Offentlich tut sie das wenigstens nicht mehr.“

Ich lächelte. „Sie kennen diese Damen schlecht. Ich bin überzeugt davon, daß „Sie“ in Zukunft über die unehelichen Mütter noch viel mehr als bisher schimpfen wird.“

„Warum?“ fragte die Schauspielerin verwundert. „Sie ist doch nun selbst entkeimt.“

„Eben deshalb“, erwiderte ich, „denn jetzt wird „Sie“ wissen, wie groß das Opfer ist, das „Sie“ ihrer präden Moral bringt. „Sie“ wird die Qualen einer verdrängten Sexualität doppelt stark fühlen.“